

Individuelle Weiterbildungsprofile

Zur Definition geeigneter Brückenkurse

I. Einleitung

Im Rahmen des qualitativen Studienbausteins von Teilprojekt 1 wurden elf problemzentrierte Leitfadenterviews durchgeführt. Im Folgenden sollen beispielhaft und gewissermaßen repräsentativ für die Erkenntnisse eine Handvoll Bildungsbiographien, auch als individuelle Weiterbildungsprofile bezeichnet, dargestellt werden, die sich aus selbigen ableiten ließen. Diese sollen einen Basisbaustein zur Maßnahmendefinition, spezifisch geeigneter Brückenkurse, darstellen.

Im Anschluss an die biographischen Wiedergaben folgt dementsprechend ein kurzer zusammenfassender Abriss übergreifender Erkenntnisse.

An dieser Stelle soll auch bereits auf das sog. „Qualifizierungskonzept“ verwiesen werden, das die entsprechenden konzeptionellen Schlussfolgerungen aus den Studienbausteinen darstellt.

II. Beispielbiographien:

Beispielperson 1 ist gut 30 Jahre alt, weiblich und studiert Wirtschaftsinformatik im 5. Jahr.

Dem Beispiel nach geht sie als Kind zunächst auf eine regionale Grundschule und besucht dann die Hauptschule, welche sie mit einem „Quali“ bzw. qualifizierenden Hauptschulabschluss abschließt.

Es folgt der Besuch einer weiterführenden Schule, in diesem Fall Wirtschaftsschule, welche mit der „Mittleren Reife“ abgeschlossen wird. Daran anschließend entscheidet sich die Person demnach für eine Lehre, sei es in diesem Fall einer zur Bürokauffrau.

Falltypisch für die Zielgruppe besucht sie im Anschluss daran, aus einem für die jeweiligen Personen selbst häufig nicht weiter begründbaren, intrinsischen Aufstiegswillen heraus „mehr zu erreichen“, entsprechend ihrer vorhergehenden berufsausbildenden Fachrichtung die BOS (Berufsoberschule) und legt dort das Fachabitur ab.

Wie häufig zu beobachten, ist der erste Einstiegsversuch in das Berufsleben vermehrt mit unerwarteten Schwierigkeiten und Wartezeiten verbunden, weshalb sich immer wieder für einen weiter spezialisierenden Ausbildungsweg entschieden wird. So soll es auch in der Biographie von Beispielperson 1 gewesen sein. In diesem Fall entscheidet sich die Person für eine weitere Berufsausbildung im Bereich Textverarbeitung.

Schließlich folgen Anstellungen und mehrjährige Berufserfahrung.

Ermutigt durch vergangene Erfolge und angetrieben durch die gespannte Neugierde noch mehr erreichen zu können, soll sie sich dann für den Schritt an die Hochschule und ein fachnahes Studium entscheiden – in diesem Fall dem der Wirtschaftsinformatik.

Häufig dauert das Studium bei Personen, die systembedingten bildungsbenachteiligenden Umständen ausgesetzt waren oder/und sind länger als es die Regelstudienzeit vorsieht. Das mag an finanziellen Schwierigkeiten liegen, die eine gleichzeitige Berufstätigkeit erfordern, der ursprünglichen Bildungsherkunft, die zunächst eine Eingewöhnung in das Hochschulsystem, seine Organisation und Didaktik erfordern oder sonstigen Umständen wie Sorgeverantwortung oder körperliche Beeinträchtigungen. So soll es auch bei dieser Beispielperson zu einem verlängerten Studium gekommen sein, das gegen Ende mit Existenzängsten um die erfolgreiche Etablierung im Arbeitsmarkt verbunden ist.

Beispielperson 1 soll, exemplarisch für viele der bildungsbenachteiligten Zielgruppe, eine sog. „Bildungsaufsteigerin“ darstellen, die typischer Weise aus einer klassischen „Arbeiterfamilie“ kommt, in der einige Personen die Mittlere Reife und die meisten ihre schulische Ausbildung mit der Hauptschule abgeschlossen haben.

So kann sie über große Teile ihres Ausbildungsweges nur mit geringer inhaltlicher Unterstützung von zuhause rechnen, die für viele Nachkommen aus sog. „Akademikerfamilien“ selbstverständlich ist. Bis zur achten Klasse kann ihr die Mutter noch helfen, dann ist sie auf Nachhilfe und Unterstützung durch Lehrer*innen und Kamerad*innen angewiesen. So muss sie sich das Studium auch durch eine Mischung aus Studienhilfe durch Professor*innen und Kommiliton*innen sowie verstärktes Selbststudium erarbeiten.

Wie es in sog. „Arbeiterfamilien“ in ziemlich unterschiedlichen Maßen der Fall ist, soll die Beispielperson hier eine derjenigen gewesen sein, die zumindest auf eine gewisse finanzielle Unterstützung zurückgreifen konnte und kann. Immer wieder war von den finanziell unterstützten Personen in den Interviews zu hören, dass es anders gar nicht möglich gewesen sei.

Repräsentativ für die Mehrheit der Interviewpartner*innen kann Beispielperson 1 von einer überwiegend freundlichen und teilweise starken Unterstützungskultur an der Hochschule berichten. Sie musste von Seiten Dozierender aber auch wiederholt indirekte wie explizite Diskriminierungen aufgrund ihrer sozialen und Bildungsherkunft wahrnehmen. So wurden im Rahmen der Interviews z.B. abwertende und entmutigende Kommentare erwähnt, Verständnisprobleme auf die Bildungsherkunft der Studierenden bezogen oder davon geringe Erfolgsaussichten für das Studium abgeleitet. In solchen Zusammenhängen kam der Wunsch nach mehr Anerkennung der Person und des hart erarbeiteten Bildungsweges zum Ausdruck.

Beispielperson 2 hat im Ausland, beispielhaft für viele Studieninteressierte oder Studierende an der Hochschule Landshut soll es in einem osteuropäischen Land gewesen sein, zunächst die Grundschule und dann eine Weiterführende Schule auf Gymnasialniveau besucht.

Aus den Interviews ergab sich, dass vor den eigenen Schritten ausländischer Studierender in hiesiges Land in solchen Fällen meist bereits ein näherer persönlicher Bezug zu Deutschland vorlag, z.B. durch bereits „vorgewanderte“ Verwandte oder entsprechenden Sprachunterricht an der Schule.

In diesem Fall soll es letzteres gewesen sein. Nicht an allen Fächern gleichermaßen interessiert, soll Beispielperson 2 mit einem Schulfreund das Interesse und den Spaß für die deutsche Sprache geteilt haben.

Durch einen guten Kumpel soll Beispielperson 2 auf den Gedanken kommen, wie dieser nach dem Schulabschluss ebenso nach Deutschland zu gehen. Sog. „Peers“ bzw. Freunde spielen, den Interviews zufolge, häufig eine große Rolle bzw. üben starken Einfluss aufeinander aus. So gelangt der junge Mann in diesem Fall an die Hochschule nach Landshut.

An der Biographie dieser Beispielperson soll ein weiteres, immer wiederkehrendes Phänomen deutlich werden: Der junge Mann hat noch keine richtige Vorstellung von den Fachrichtungen und damit auch nicht davon, was er studieren will. So schreibt er sich zunächst als Gasthörer für Elektrotechnik ein, denn die technischen Studiengänge scheinen ihm mit Blick in die Zukunft die vielversprechendsten zu sein. Die Anfangsphase an der Hochschule ist jedoch schwierig für ihn: Elektrotechnik interessierte ihn offenbar nicht wirklich und die notwendige Bürokratie bei der Organisation des Studiums überfordert ihn oft. Nach einem zwischenzeitlichen Wechsel zu Betriebswirtschaft entschließt er sich schließlich für Informatik und findet darin seine Leidenschaft.

Die Beispielperson soll nach geringen sprachlichen Schwierigkeiten zu Beginn des Studiums aufgrund der guten Vorkenntnisse in Deutsch bald selbst keine Probleme mehr haben. Die Aussagen der verschiedenen Interviewpartner verdeutlichen jedoch, dass gute Deutschkenntnisse allgemein eine zentrale Rolle im Studium spielen und dass Kommiliton*innen mit weniger guten Deutschkenntnissen nicht nur auf Schwierigkeiten in Form von Unverständnis oder Rücksichtslosigkeit, sondern immer wieder auch auf kleine und indirekt diskriminierende Aussagen stoßen.

Gerade bei Studierenden mit ausländischem Bildungsabschluss hat sich die finanzielle Unterstützung von Seiten der Familie häufig als schwierig herausgestellt. So soll in diesem Beispielfall die Familie von Person 2 ihn in dieser Hinsicht auch nicht sonderlich unterstützen können. Die Familie hat zuhause selbst mit dem finanziellen Überleben zu kämpfen. So hat sie ihn zwar stets in seinen Vorhaben bekräftigt, musste die finanzielle Unterstützung jedoch bald nach der Auswanderung einstellen.

Manchmal können bereits länger ansässige Verwandte und Bekannte dies in gewisser Weise auffangen. In den meisten Fällen muss der Unterhalt aber entsprechend anderweitig bestritten werden. Dies geschieht meist anhand verschiedener, häufig gleichzeitig ausgeübter und, weil v.a. finanziell entscheidend, selten studienfachnaher Nebenjobs. Als ein vielversprechendes Modell hat sich im Rahmen der Interviews hier die Konstellation der Studienassistenz für eine(n) körperlich beeinträchtigte(n) Kommiliton*in gezeigt. Hier lassen sich finanzielle, fachliche und freundschaftliche Gesichtspunkte multipel miteinander verbinden.

Beispielperson 3 hat als Kind beim Übertritt von der Grundschule zwar relativ gute Noten, aber seine eingewanderten Eltern kennen sich nicht besonders gut mit dem deutschen Schulsystem aus. So soll der heute Mitte 20-jährige Student eine Überweisung auf die Hauptschule bekommen. An diese schließt er eine Ausbildung als Großhandelskaufmann an. In der Ausbildung muss er – mutmaßlich aufgrund seiner türkischstämmigen Herkunft – auch wieder mit Benachteiligungen kämpfen, darf, anders als die anderen Auszubildenden im Betrieb, die deutschstämmig waren, nur in internen Bereichen tätig sein und soll die externe Kommunikation vermeiden.

Im Anschluss an die Berufsausbildung holt er die Mittlere Reife nach.

Das Muster des Bildungsaufstiegs über den zweiten oder dritten Bildungsweg ließ sich in verschiedenen Interviews mit Studierenden der Zielgruppe wiedererkennen: So soll auch hier über die

Berufsoberschule mit entsprechendem Abschluss die Hochschulzugangsberechtigung erworben worden sein.

Aus den Gesprächen mit muslimischen Hochschulangehörigen ließen sich außerdem für das eigene persönliche Umfeld als auch verallgemeinernd für die Identifikationsgruppe, mit unterschiedlicher Wertung (sachlich, stolz, bescheiden), immer wieder die Selbstzuschreibungen zum „Arbeiter- bzw. Gastarbeitermilieu“ feststellen.

In diesem Fall soll es so gewesen sein, dass von einer tatkräftigen Unterstützung des Sohnes auf seinem Bildungsweg berichtet wurde.

Beispielperson 4 soll als Beispiel für eine größere Anzahl an Spätaussiedlern aus den Gebieten der ehemaligen UdSSR dienen und ist in diesem Zusammenhang als Junge im Grundschulalter nach langwierigen Vorbereitungen Ende der 90er Jahre mit seiner Familie aus Russland nach Deutschland bzw. Bayern gekommen. Die erste Zeit ist für ihn geprägt von großen Schwierigkeiten in der Schule. Von der Verwaltung wird der Familie ein Wohnort zugeteilt, in dessen unmittelbarer Umgebung viele Migranten aus derselben Herkunftsregion stammen und so wird zuhause bzw. in der Freizeit nur Russisch gesprochen. In der örtlichen Schule werden auch keine Anstrengungen unternommen den Kindern unter die Arme zu greifen. So sind die Noten – abgesehen von Mathe, wo typischerweise Vorkenntnisse am besten anzuwenden sind – zunächst sehr schlecht.

Nach dem Wegzug aus der Erstunterkunft und damit einhergehenden neuen Bekanntschaften bzw. Freunden, die gerne sprachlich wie auch beim Einleben vor Ort Unterstützung bieten, oder einem Lehrer, der besonders unter die Arme greift, können von Fall zu Fall die schulischen Leistungen in der Folgezeit maßgeblich verbessert werden.

Wie häufig der Fall, wenn von zuhause nur mit wenig Unterstützung zu rechnen ist und/oder sich die Eltern nicht mit dem deutschen Schulsystem auskennen, soll auch dieser Beispielperson trotz ausreichend guter Noten keine Übertrittsempfehlung für das Gymnasium ausgestellt werden.

Immer wieder scheinen sich in Biographien bildungsbenachteiligter, aber dennoch erfolgreicher Personen jedoch Spuren von Zufällen erkennen zu lassen bzw. als solche ausgewiesen werden. So soll es auch in diesem Fall gewesen sein: Durch einen Hinweis im näheren Kontaktfeld werden die Eltern auf die Umstände um Noten und Übertrittsempfehlung aufmerksam gemacht und der Junge bekommt schließlich doch die entsprechende Empfehlung für das Gymnasium.

Mit dem Alter der Pubertät soll – wie für viele Jugendliche typisch – der Notendurchschnitt jedoch dann immer stärker abgenommen haben. Typischer Weise können Jugendliche aus bildungsbenachteiligenden Verhältnissen in solchen Fällen aber nicht mit der gleichen Unterstützung aus dem privaten Umfeld rechnen wie viele ihrer Altersgenossen und so wechselt Beispielperson 4 fast automatisch auf die Realschule.

Nach dem Mittleren Schulabschluss folgt – wie prägnant für die Zielgruppe der Bildungsaufsteiger aus dem Arbeitermilieu – zunächst eine „klassische“ Ausbildung als Bürokaufmann bei einer Bank, deren Inhalte als Weg in die Zukunft allerdings nicht vollkommen überzeugen. Deshalb fällt die Entscheidung, im Rahmen der BOS 13 das allgemeine Abi nachzuholen.

Der Zufall spielt wieder ins Leben und durch einen flüchtigen Kontakt bekommt Beispielperson 4 einen vielversprechenden Hinweis, der ihm Anknüpfungsmöglichkeiten bietet für seine wage Idee ins Ausland gehen zu wollen. Eigeninitiative Recherche und Bewerbung führen schließlich zu einem Jahr gefördertem Freiwilligendienst im Ausland.

Hier kommt es zu einem Prozess der Reflexion und Selbstfindung, welcher die eigenen Interessen und Stärken verdeutlicht. Gepaart mit pragmatischen Gründen der finanziellen Absicherung für die Zukunft, beginnt Beispielperson 4 nach seiner Rückkehr mit dem Studium der „Automobilinformatik“. Das Studium soll ihm gefallen und inhaltlich keine Schwierigkeiten bereiten. Häufig hört man in solchen Zusammenhängen wie ausschlaggebend dabei die Findung und Fokussierungsmöglichkeit einer Person auf ein bzw. ihr spezifisches Interessensfeld und Fachgebiet ist.

Jedoch sollte auch in diesem Fall eine finanzielle Unterstützung von Seiten der Eltern nicht lange möglich sein und erfordern, dass Beispielperson 4 schon früh finanziell mehr oder weniger auf eigenständigen Beinen stehen muss.

Das wiedererkennbare Muster von Überarbeitung und Krankheit aufgrund der prekären Arbeitslage vieler – gerade eingewanderter – „Arbeiterfamilien“ soll sich hier verdeutlichen: Zahlreiche und harte Jobs im Niedriglohnssektor führen die Eltern – besonders mit zunehmendem Alter – zu Krankheit und einem Leben am Existenzminimum.

Das bedeutet häufig auch eine zusätzliche finanzielle und/oder psychische Belastung für die entsprechenden Jugendlichen.

Allerdings soll sich hier das typische Phänomen eines Art „Antriebsmotors“ zeigen, den schwierigen Lebensbedingungen entkommen zu wollen und dementsprechend die wenigen Chancen und Möglichkeiten so gut wie möglich zu nutzen.

So zeigt sich ein junger Mann, der die Fähigkeit entwickeln musste Zeit besonders effizient zu nutzen, um Studium und Berufsleben miteinander zu vereinen.

Mustertypisch hörte man im Rahmen der Interviews meist allerdings, dass die Jugendlichen jedoch häufig auf eine generelle „inhaltliche“ bzw. „ideelle“ Unterstützung durch die Eltern bei all ihren Vorhaben bauen konnten. Während bei einigen jedoch die Haltung einer stolzen Unterstützung in Richtung Studienvorhaben besteht, soll bei anderen eine gewisse „Genügsamkeit“ oder ein „Sicherheitsbedürfnis“ hin zu bekannten Ausbildungs- und Berufslaufbahnen erkennbar gewesen sein. So auch im Beispielfalle von Person 4, dessen Eltern demnach für ihn eine Laufbahn bei der regionalen Bank fast lieber gewesen wäre.

Beispielperson 5 soll in Deutschland als Tochter türkischer „Gastarbeiter“ geboren sein. Wie es zur damaligen Zeit vom deutschen Staat vorgesehen ist, besucht sie als solche eine Grundschule speziell für türkische Gastarbeiterkinder, mit türkischen Lehrern, türkischen Mitschüler*innen und Türkisch als Unterrichtssprache. Entsprechend gering sind zunächst ihre Deutschkenntnisse, denn ein Erlernen ist von staatlicher Seite nicht vorgesehen bzw. entsprechend gefördert. Man ging davon aus, dass alle Gastarbeiterfamilien nach einer gewissen Zeit in Deutschland wieder zurück in ihr Heimatland kehren würden. Der Besuch einer herkömmlichen Grundschule war für gewöhnlich nicht möglich, nur den – normaler Weise zwei – besten Schüler*innen eines Jahrgangs wurde ein Wechsel erlaubt.

Beispielperson 5 soll eine von ihnen gewesen sein und so die Erlaubnis/Chance bekommen nach der dritten Klasse auf eine „deutsche“ Grundschule wechseln zu dürfen. Doch der Wechsel ist entsprechend der Vorbedingungen schwierig und spät, v.a. mit Blick auf die Struktur des deutschen Schulsystems, welches zu diesem Zeitpunkt u.a. auf Basis der Schüler*innennoten eine entsprechende Aufgliederung vorsieht. So wird ihr nur der Übertritt auf die Hauptschule gewährt.

Vor dem Hintergrund, dass die Familie sowieso vorhat, wieder in die Türkei zurückzukehren und die Zukunftschancen hierzulande, spezifisch in Sachen Bildung, so schlecht stehen, sollen sich die Eltern

häufig, wie auch in diesem Fall dazu entscheiden, das Kind in die Türkei zu Verwandten oder auf ein Internat zu schicken.

Doch entgegen der Erwartungen bleiben viele Gastarbeiter – auch die Eltern von Beispielperson 5 – länger in Deutschland als ursprünglich gedacht. Nach Abschluss der weiterführenden Schule in der Türkei, soll Beispielperson 5 demnach im Alter von 15, 16 Jahren auch wieder zurück nach Deutschland (zu ihrer Familie) zurückkommen.

Doch bis noch vor relativ kurzer Zeit zählten türkische Schulabschlüsse in Deutschland typischerweise nicht bzw. waren aufgrund (damals noch) kürzerer Schulzeiten offiziell nicht anerkannt.

So soll die junge Frau als Beispielfall bildlich vor mehreren systembedingten Problemen stehen: nicht anerkanntem Schulabschluss, dadurch weiterhin vorliegende Schulpflicht bei gleichzeitig rechtlicher Unmöglichkeit einfach wieder „quer“ in eine Regelschule einzusteigen. Schließlich soll sie über das Berufsbildungszentrum eine Möglichkeit finden, im Rahmen eines einjährigen Programmes den Hauptschulabschluss nachzuholen. Diese Option nimmt sie wahr.

Erst mit dem Hauptschulabschluss ist es ihr möglich eine Lehre zu beginnen. In unserem Fall entscheidet sich die junge Frau für die einer Kinderpflegerin. Nach Abschluss der Berufsausbildung holt sie, wieder typisch für sog. „Bildungsaufsteiger“ den Mittleren Bildungsabschluss nach und entschließt sich dann noch auf die BOS zu gehen. Als sie dort das Abitur macht, ist sie bereits um einiges älter als der/die „durchschnittliche Abiturient*in“. Außerdem soll sie bereits verheiratet sein.

Sie ist sich bewusst, dass sie sowohl studieren, als auch Kinder kriegen möchte. Mit dem Ausblick auf ein mehrjähriges Studium entschließt sie sich zuerst eine Familie zu gründen.

Schließlich bewirbt sie sich für ein zu ihrem Ausbildungsverlauf fachnahes Studium. Öffentliche Zertifizierungen wirken und so entscheidet sie sich unter den regionalen Hochschulen für die „familienfreundliche“ Hochschule Landshut. Sie wird umgehend zugelassen.

Inhaltlich hat sie keine Schwierigkeiten und auch die organisatorischen Rahmenbedingungen sind positiv: Durch die kostengünstige Kinderbetreuung, die Wahl einiger E-Seminar und die in den meisten Fällen verständnisvolle Rücksicht der Dozent*innen bei seltenen, aber unvermeidbaren familienverbundenen Schwierigkeiten, ist es ihr möglich, das Studium fast in Regelstudienzeit abzuschließen.

Auch als äußerlich erkennbare Muslimin hat sie im Rahmen der Hochschule ihren Angaben nach keine negativen Erfahrungen in Form von unterschwelligem Ressentiments oder offensichtlichem Rassismus gemacht.

Mit diesem grundsätzlich positiven Erfahrungsbild ist sie nicht alleine. Die meisten Interviewpartner*innen haben die Qualität ihrer Erlebnisse bezüglich Offenheit und Unterstützungskultur an der Hochschule jedoch von sich heraus sehr stark „individualisiert“ oder auf die jeweiligen Fakultäten bezogen. Häufig kamen Anmerkungen, dass das von Person zu Person oder von Fakultät zu Fakultät anders sei.

Ihre direkte Familie hat sie bei ihren Vorhaben – ideell, inhaltlich und finanziell – so gut es ging unterstützt. Im weiteren Bekanntenkreis waren zwar immer wieder weniger verständnisvolle Stimmen wahrzunehmen, die nicht nachvollziehen konnten, was sie alles noch machen wollte, doch die haben (für sie) keine größere Rolle gespielt.

III. Übergreifende Erkenntnisse

Aus den Interviews bzw. Bildungsbiographien lassen sich einige übergreifende Erkenntnisse ziehen:

So hat sich als ein früher weichenstellender Faktor das Vorhandensein eines aktiven Handlungsspielraums der Eltern in Bezug auf das Schulsystem erwiesen. Bestehen hier aus (häufig finanziell bedingten) zeitlichen, sprachlichen oder inhaltlichen Gründen wie z.B. der unzureichenden Kenntnis des deutschen Schulsystems nicht die Möglichkeiten sich aktiv mit den Schulangelegenheiten der Kinder zu beschäftigen, sind die Bildungschancen dieser für den weiteren Schulverlauf schnell ungleich schlechter.

Allgemein scheinen häufig – durch die Interviewpartner so herausgestellte – „glückliche“ Zufälle, vielfach in Form von beiläufigen Hinweisen mit Informationsgehalt, die Lebens- und Bildungswege der Personen entscheidend positiv zu beeinflussen.

Darüber hinaus hat sich gezeigt, dass viele der (bildungs-) benachteiligten Studierenden über den zweiten oder dritten, meist berufsbildenden Bildungsweg an die Hochschule kommen.

Den Bildungsaufstieg bzw. die Studienentscheidung begründen die entsprechenden Studierenden häufig mit dem Willen „einfach mehr“ zu erreichen – sei es inhaltlich oder finanziell.

Beim Übergang an die Hochschule hat sich v.a. die „richtige“ Studiengangsfindung und für sog. „Erststudierende“ die Überblicksverschaffung bei der Studienorganisation als schwierig erwiesen. Hier mangelt es häufig an Informationen. Systematische inhaltliche Schwierigkeiten scheinen jedoch in den wenigsten Fällen den Studienerfolg getrübt zu haben.

Die Benachteiligung der entsprechenden Studierenden ergibt sich meist auch aus einer gleichzeitigen Mehrfachbelastung: Studium, Jobben zur finanziellen Grundsicherung und teilweise auch starke familiäre Inanspruchnahme oder Belastung, z.B. durch eigene Kinder oder finanzielle wie gesundheitliche Schwierigkeiten in der Familie. Dadurch ergibt sich teilweise der Bedarf verlängerter Studienzeiten.

Geradezu übergreifend stehen die Eltern grundsätzlich hinter den biographischen Bildungsentscheidungen ihrer Kinder, wobei dies in unterschiedlichen Qualitäten der Fall ist: Während manche Studierende von Stolz und stark affirmativer Unterstützung der Eltern in Richtung Studium berichten, lassen andere erkennen, dass in ihrer Familie mehr der Sicherheitsaspekt hin zu bekannten Ausbildungs- und Berufswegen im Vordergrund stand bzw. steht.

Selten bzw. nur in geringem Maße können die Interviewpartner*innen der Zielgruppe allerdings auf inhaltliche oder finanzielle Unterstützung von Seiten der Familie aufbauen.

Gute Deutschkenntnisse werden durchgehend als ausschlaggebend angegeben.

Die Resonanzen auf und der Umgang mit individuellen Diversitäten unter der Studierendenschaft ist den Angaben zufolge von Seiten der Dozierenden und Hochschulangestellten insgesamt recht positiv und unterstützend, variiert jedoch recht stark von Fachbereich zu Fachbereich und Person zu Person.

Die Schlussfolgerungen aus den, u.a. hier dargestellten, Erkenntnisgewinnen der Interviews fließen als ein Basisbestandteil in die Ausarbeitung des sog. „Qualifizierungskonzeptes“ mit ein.